

Ueber Gräber vorwärts!

Goethe.

27) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Lächelnd blickte sie Helge an. Dies Lächeln, das ebenso sehr von den Augen auszugehen schien wie von den Lippen, war unschuldig und gut; es machte sie jünger und dämpfte die Wirkung des Beabsichtigten in der Kleidung, des Berechneten in der Frisur, des Herausfordernden und Stehen in der Pose. Das Weib ward zum Kind, und kleine Falten und Runzeln verschwanden; die Haut ward weiß und rot, das Haar ringelte sich von selbst zu Locken, und ein inneres Glänzen, wie von einer schönen und sanften Sonne, breitete sich über die Büge und leuchtete, ohne zu brennen. Je länger Helge sie stumm betrachtete, desto mehr schien sie sich zu vervollkommen, und während er selbst sich immer weniger und weniger und zuletzt wie ein ganz kleines Kind vorkam, wuchs sie in seiner Einbildung zu etwas Ueberirdischem, und er stand vor der Varietésängerin wie vor einer Madonna. Weiter und weiter zurück suchten Erinnerungen und Bilder, verborgenes Sehnen und Entbehren; die weltlichen Attribute, die rings um sie her verstreut lagen, verschwanden, die Gedanken wanderten zurück zu Zeiten, deren er sich nicht entsann, die er aber ahnte; ein Bild seiner Mutter mit den großen, fragenden, traurigen Augen blickte ihn an; er fühlte die Brust und die Arme, die im Tod erkaltet waren, fast noch ehe sein eigenes Ich das Licht empfunden hatte, und wie in einem Nebel deutete ihm durch heiße Tränen hindurch, daß das, was er am bittersten entbehrt hatte in seinem Leben, ihm hier voll Liebe entgegentrat. Sein Herz ward zu voll, die Erregung pochte wie ein leichtes Säusen von Schwindel in seinen Ohren, er war im Begriff, in die Knie zu sinken, und hatte schon die Hände gefallen und sie gegen die Brust geführt wie im Gebet; da streckte das Mädchen die Hand aus, und er faßte sie. Die Verzauberung war vorüber.

Die kleine, von Ringen und Steinen glitzernde Hand, die in einem festen Griff die seine packte, verfehlte seiner Phantasie einen Schlag, als hätte er einen ungeschützten elektrischen Knopf berührt. Die Schleier rissen entzwei und flatterten davon; da hingen die lachsfarbenen Portieren, dort war der Spiegeltisch mit seinen raffinierten Schätzen, deren jeder einzelne sicherlich einen Freund, einen Namen, eine Erinnerung, eine Verlobung repräsentierte. Und dort standen die Koffer mit ihren Abzeichen, und die ganze Reihe guterhaltener Stiefel, die in frecher Eleganz, wollüstig und sinnlich, in genußlüsternen Bitterfleden die Lichtreflexe wiederpiegelten. In diesem Rahmen, in dieser Luft künstlichen Blumenduftes, dessen Schwere durch die Farben der Dekorationen gemildert wurde, indem sie durch das Auge die übrigen Sinne mit dem reizten, was sie verschleierten, stand die Fanchetti wieder als die lächelnde, lockende Beute, der er jenen Abend über den unruhigen Aiphalt der Miesenstadt nachgegangen war. Unter dem roten Gewirr der Haare blitzten Saphir- und Brillanttropfen in den freideweissen Lappchen der Ohren, die Rundung des Halses lud zum Beißen und Lieblosen ein, und durch die dünne, weiße Seidenbluse sah er zwischen den Achselhöhlen und den Wölbungen der Brüste gleich Rosenblättern die Kleinen, rosa Wandrossetten des feinen Hemdes. Und dennoch hatte er auch jetzt noch das Gefühl, als wären sie sich eine kurze Sekunde lang auf einem nicht irdischen Boden, in einem von Träumen aufgebauten Land begegnet.

— Ich bin lange fort gewesen, sagte Lilly in forciertem Ton, unter dem ihr Lächeln einen stereotypen Ausdruck annahm. — aber weißt Du, was ich getan habe?

— Nein, murmelte Helge und veruchte seine Bewegung und Verwirrung zurückzudrängen, indem er im Salon umherfuhr, als suche er etwas.

— Was hast Du getan? fügte er dann hinzu und lächelte mechanisch

Die Fanchetti antwortete nicht gleich. Sie schloß einen der Koffer und begann die Kleinen Gegenstände auf dem Tisch zu ordnen, wobei sie gleichzeitig unter Seitenblicken in den Spiegel ein paar Nadeln und Kämmen in ihrem Haar zurechtrückte.

— Ich weiß nicht, ob Du es wert bist, mein Jungel sagte sie schließlich mit einem Lächeln.

Bendel machte diese Kofetterie, hinter der sich, wie er ahnte, doch ein wirkliches Opfer verbarg, Spaß. Er schlich sich hinter sie, umfing sie und, die Verlegenheit vergessend, die er empfunden hatte, als er allein gewesen und gleichsam kritisch gemustert worden war von diesen blendenden Spiegelflächen, küßte er sie hinter's Ohr. Sie errötete ein bißchen und machte sich los. Mit einem vorwurfsvollen Blick, der sekundenlang die grünblaue Iris des Auges verdunkelte, sagte sie ärgerlich:

— Was sind das für Manieren, Helge. Du sollst sein, wie Du im Park warst — sonst adieu!

Aber als sie seine unglückliche Schuljungenmiene sah, fügte sie rasch hinzu:

— Komm! Jetzt wollen wir's uns hübsch machen — wir beide ganz allein für uns. Hör' zu, was ich getan habe: ich habe Ada Nilsson und Elin — Millie — weggeschickt und treffe sie erst am Zug wieder. Auch sonst wird niemand angenommen; ich bin nicht zu Hause. Und dann hab ich ein Frühstücksdiner aufs Zimmer bestellt für uns beide — und dann wollen wir bloß von Schweden plaudern. Still, setz Dich! da kommt —

Und laut rief sie auf ein Klopfen:

— Gut, komm herein!

Ein Neger in schwarzem Fraß mit silbernen Knöpfen, silbergrauer, seidener Weste und blauen Beinkleidern mit Silberborten stand unter der Tür.

— Alles ist bereit, gnädige Frau, sagte er mit dunkler Sammetstimme.

— Sehr gut.

Und Helge, der auf den Diwan gesunken war, sah zwei Negerjungen von einem Tisch her einen kleinen viereckigen Tisch mit zwei Bedecken hereintragen. Ein silberner Miniaturgrill auf Nadeln wurde hereingeschoben und ein zweites Gefäß aus Silber mit großem, ovaalem Deckel folgte. Ein kleiner, ausgehöhlter Block von Kristalleis war mit russischem Kaviar gefüllt; auf einer Schale lagen a la Melba angerichtete Pfirsiche. Noch ein paar weitere kleine Gerichte kamen und ein Bind französischer Spargel mit Köpfen so groß wie Walnüsse. Zum Schluß schleppten die grinsenden Wollköpfe mit den spielenden Augen ein paar Eiskühler herein, legten Servietten um die Flaschenhälse, und der silberbeschlagene Oberkellner stellte eigenhändig eine Jardiniere mit La France-Rosen mitten auf den Tisch. Dann verbeugte er sich unter der Tür und sagte in weichem Mezza-Voce:

— Auf zweimaliges Klingeln kommt der Araber mit dem Koffa.

Sie wartete, bis die Tür sich geschlossen hatte. Dann sprang sie auf, setzte sich auf Helges Knie, gab ihm einen hastigen Kuß und durchwühlte mit ihren Händen sein Haar. Darauf zog sie die Portiere zum Toilettenzimmer zu und ordnete den Tisch nach der Reihenfolge, die sie haben wollte. Sie hob den Deckel auf, schnuppernd wie eine Kafe, schüttelte den Kopf und lachte:

— Bitte, my boy! Ich habe alles miteinander heraufbringen lassen, damit kein immerwährendes Gelaufe ist und wir ganz für uns sind. Jetzt essen wir, wie's gerade kommt — wir nehmen es nicht so genau.

Bendel versuchte vergeblich, in eine festliche Stimmung zu kommen. Aber die Gegenstände waren zu plötzlich und zu stark. Als er aufstand, um Lilly zu helfen, sah er durch das Fenster, tief unten, die Ruinen des Postgebäudes und das sonntagfeiernde Gerüstskelett darum. Das erinnerte ihn an das einförmige Geschleppe des Alltags, und doppelt heftig empfand er schon das graublau Grauen des Montagmorgens. Er blieb regungslos am Fenster stehen.

Die Fanchetti wurde böse und stampfte auf den Teppich.

— Was ist mit Dir, Helge? rief sie. Wenn Du übel-launig wirst, während ich gedacht hatte, wir wollten —

Sofort gerührt fiel er ihr ins Wort:

— Nein, nein, verzeih mir! Ich dachte nur daran, daß Du fortgehst . . .

Befänstigt und traurig sagte sie:

— Aber ich will das nicht. Ist es besser, die Zeit in Mißmut zu vergeuden, Nein! Nun also, jetzt wollen wir gar nicht denken . . .

Mit einer Willensanstrengung gab er ihrer Stimmung nach und tat, als sei er von ihr angesteckt. Und nach und nach gelang es ihm auch, sich selbst zu hypnotisieren.

Sie schlossen die Läden und ließen die Vorhänge herab, zogen die Portieren, die Uebergardinen zu und zündeten alle Lampen an. Das Tafelservice funkelte wie Waffen. Zwei kleine silberne Becher enthielten einen kühlenden Cocktail, mit Minze zugespitzt, deren krause Blätter über den Rand emporstanden. Wie kaltes Feuer floß es durch die Adern.

Stillschweigend tranken sie das erste Glas und aßen sie den ersten Bissen. Aber so nach und nach begannen sie halblaut und vertraulich zu plaudern. Vorsichtig fragte ihn die Fanchetti nach seiner Zukunft aus.

Bendel war sofort verstimmt. Die Zukunft war etwas, an das sich noch immer nicht handgreiflich rühren ließ. Unklare Vorstellungen, etwa wie eine Gebirgslandschaft im Nebel — das war der Gesichtspunkt. Er fragte:

— Und Du, Lilly? Wie denkst Du Dir die Jahre?

Sie steckte einen Strohhalm in eine große, rote Beere und ließ diese zwischen den roten Lippen ruhen, während sie mit den Augen die Rohrspitze fixierte, so daß sie kreuzweise schielten. Mit einer lustigen, kleinen Grimasse sagte sie:

— Ich werde wohl heiraten.

— Möchtest Du gern heiraten?

— Ich möchte gern ein Heim haben, wenn ich einen guten Mann bekäme. Aber er müßte mich lieben und er müßte reich sein.

— Und nicht eifersüchtig auf Deine Vergangenheit, sagte Selge ziemlich hart.

In stark kontrastierendem, ruhigem und zurechtweisendem Ton, mit einem weichen und demütigen Lächeln erwiderte Lilly:

— Nein, ich sage ja — er müßte mich lieben.

Von der Straße herauf hörte man keinen Laut; es war Sonntag und der Stadtteil lag verödet. Aber in einem Zimmer nebenauf begann ein Rind oder eine Frau zu schluchzen. Und dieser unterdrückte Laut, auf den sie beide wider Willen lauschten, erweckte in ihnen dasselbe Gefühl von Veere und Zusammengehörigkeit, wie es Eisenbahnperrons und Wartesäle mit sich bringen. Unwillkürlich streckten sie unter den Rosen die Hände aus und schlossen sie fest zusammen. Ein paar große, aufgerollte Blätter fielen aus der Jardiniere herab.

(Fortsetzung folgt.)

Am Ruheplatz der Toten.

„Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein“ — von dieser Regel macht der Totenfeiertag eine Ausnahme. Der an diesem Tage so außerordentlich starke Verkehr auf dem Friedhofe bedingt eine mehr oder minder geräuschvolle Lebendigkeit. In die Schar jener, die gekommen sind, die Gräber ihrer Angehörigen zu schmücken, schiebt sich ein Strom müßiger Schauer, die überall dort anzutreffen sind, wo es „etwas zu sehen“ gibt. Und am Totenfeiertage ist etwas auf dem Friedhofe zu sehen. Schade nur, daß nicht alle Friedhofsbesucher die richtigen Augen zum Schauen besitzen; es könnte manches offenbar werden, was heute dem Blick leider nur gar zu oft verborgen bleibt, so die Tatsache, daß unsere Friedhöfe — ganz allgemein betrachtet — recht weit davon entfernt sind, Stätten stimmungsvollen Friedens, Friedhöfe in des Wortes enger Bedeutung zu sein. Das, was wir heute einen Gottesacker, einen Friedhof heißen, das ist meist nichts mehr als ein Grabfeld mit einer Steinsammlung; ein Ort, der nicht zum andächtigen Verweilen einladet, sondern vielmehr geeignet ist, Schrecken einzusößen. Statt Versöhnung mit dem Tode zu predigen, mahnt der Ort in häßlichster Weise an die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Wer die Urheber dieses wenig stimmungsvollen Bildes sind? Die Kirchhofsgemeinden und die Grabstellenbesitzer tragen beide gleich viel Schuld. Die ersteren durch die Anlage und Einteilung des Kirchhofes, letztere durch die Pflege der Begräbnisplätze. Um dieses ganz erfassen zu können, müssen wir uns die Entwicklung des Friedhofswesens vor Augen führen, wie sie sich noch heute in kleinen entlegenen Orten und Dörfern verfolgen läßt. In solchen

Gegenden treffen wir auf den alten Kirchhöfen noch jene male- rischen Bilder an, die einmal für die Friedhöfe jeder Stadt charak- teristisch waren. Ein fast gleichmäßiger Rasenteppich zieht sich über den ganzen Friedhof hin, nur hier und da durch bescheidenen Grabes- schmuck unterbrochen. Sträucher und Bäume haben sich meist ohne Absicht der Menschen angepflanzt, sie durften sich unge- stört entfalten und durch das Grün ihres Laubes schimmert das al- ters- graue Dach der Kirche. Das alles vereint sich zu einem stimmungs- vollen Bild des Friedens, dessen Hauptwert in der ungefuch- ten natürlichen Anmut liegt.

Das rasche Anwachsen so vieler Stände im letzten Jahrhundert bedingte einen Umschwung bei den Friedhofsanlagen und damit ist das alte liebliche Friedhofsbild aus den größeren Städten gewichen, an seine Stelle trat das Bild des Rasengrabes mit dem traurigen, abstoßenden Eindrud, bei fast vollständigem Mangel bedender Baum- und Strauchgruppen. Die auf die äußerste Ausnutzung berechnete Flächeneinteilung des modernen Kirchhofes gab die Grundlage zu einer trostlosen Gestaltung. Die Angehörigen der Verstorbenen tun ein übriges. Nachahmungs- und Ueberbietungs- sucht bei der sogenannten „Aus schmückung“ der Gräber ermöglichte das Entstehen meist nichts weniger als ästhetisch schöner Fabrik- ware von Grabsteinen. In den Haupt- und Nebenwegen ziehen sich die Erbgräbnisse und die Familiengräber hin, die, wenn auch boneinander getrennt, selten ein wirkungsvolles Bild erstehen lassen, sondern in der Regel nicht minder abstoßend wirken als die dahinter liegenden Reihengräber. Man spricht so viel von der alles gleichmachenden Arbeit des Todes — auf einem modernen Friedhofe merkt man nicht viel davon, denn kaum an einem anderen Orte wird man mehr an den Unterschied zwischen Reich und Arm erinnert als gerade hier. Hier die prägnanten Denkmäler jener, die es dazu haben, und gleich dahinter die billigste Fabrik- ware. Näher können die Kontraste nicht beieinander sein. Die weniger vorhandenen Kunstwerke von Grabsteinen gehen in der großen Masse des Minderwertigen verloren, weil es an Abson- derung aus der Menge fehlt und ein wirkungsvoller Rahmen, das grüne Laubdach nicht vorhanden ist.

Erit nach und nach, wenn in der Reihe der gepflegten Gräber Lücken entstehen, Grabhügel eingeebnet werden, ein Teil der weniger dauerhaften Grabsteine entfernt wird und dafür ein spär- licher Baum- und Strauchwuchs sich auf den Flächen bemerkbar macht und die grünen Rasenstücke in größerem Zusammenhange auftreten, erst dann macht sich wieder die alte Friedhofspoesie ver- gangener Zeiten bemerkbar, dann ist aber auch jumeist der Zeit- punkt gekommen, an welchem der Friedhof von neuem belegt werden soll, und rücksichtslos wird all das beseitigt, das imstande wäre, das Bild des Friedens zu erhalten.

Es ist merkwürdig: für die Unterhaltung und Ausdehnung der öffentlichen Anlagen geben manche Städte große Summen aus und der Friedhof wird bis auf den letzten Quadratmeter geschäft- lich ausgenutzt. Das Unvernünftige solcher Handlungsweise ist neuerdings glücklicherweise erkannt worden, im Prinzip auch an- erkannt. Und hier und da ist man bemüht, den Fehler abzustellen oder, bei Neuanlagen, von vornherein zu vermeiden. Bremen und Hamburg sind in dieser Beziehung in Deutschland vorangegangen, indem der Größe der Stadt entsprechende Friedhöfe in landschaft- licher Gestaltung angelegt wurden, bei denen nicht jeder Fußbreit Landes für Begräbnisse genutzt wird, sondern die vielmehr eine Reihe bald kleinerer, bald größerer Anlagen freilassen. Andere Städte sind gefolgt oder werden folgen, und so steht zu hoffen, daß in absehbarer Zeit der Grund gegeben sein wird, der für die Entwicklung eines poesievollen Friedhofsbildes erforderlich ist.

Allein, damit ist das Ganze noch nicht geschaffen. Jeder, der Anrecht an ein Friedhofsteilchen hat, muß mitwirken an der Ge- staltung des Ganzen. Dazu sind nicht einmal immer Geldmittel erforderlich; denn es wäre besser um das Bild unserer Friedhöfe bestellt, wenn vieles von dem, was heutigentags für sogenannten Grabes- schmuck ausgegeben wird, gespart würde. Was die breite Welt vielfach als Schmuck bezeichnet, das dient viel eher zu einer Verunzierung. Dies hat nicht nur Geltung, soweit die Grabsteine in Betracht kommen, sondern auch für alle übrigen Anwendungen, die für die Begräbnisstätten gemacht werden. Wer Augen hat zu schauen, der muß sich abgestoßen fühlen, wenn er am Abend des Totenfeiertages durch die Graberreihe streift und all den Tand sieht, der da zusammengetragen wurde. Das schaut aus, als wollten die Angehörigen die Größe ihrer Liebe zu den Ver- storbenen durch den Umfang der niedergelegten Kranzgebände be- zeugen. Aber da ist mehr Schein als Sein. Wo nur geringe Geld- mittel für die Grabes- schmückung angewendet werden können, da ist ein schlichter Tannenfranz oder ein kleines Sträußlein Blumen viel eher angebracht, als die heute vielfach gebräuchlichen Zu- sammenstellungen scheußlicher Papierblumen und sonstiger minder- wertiger Fabrikware. Nicht die Größe der Grabspende macht deren Wert aus, sondern auf den Gehalt kommt es an. Wenn so die Grabstellenbesitzer durch eine weise Beschränkung des Umfanges ihrer Schmuckgegenstände und dafür eintretende Steigerung des inneren Wertes ihr Teil zur wirklichen Verschönerung des Fried- hofes beitragen — so ist denkbar, daß der Ruheplatz der Toten dereinst wieder das wird, was er früher gewesen ist: eine Stätte tiefen Friedens, die jedes gemüthvolle Menschenkind mit beschau- lichem Ernst aufsucht zur stillen Andacht.

Sermann Krafft.

Der Streikbrecher.

Von Edgar Sahnwald.

(Schluß.)

Dem Soldaten wurde es unbehaglich. Wenn der Alte wilstend herumgeschrien hätte, wäre es nicht halb so schlimm gewesen. Aber jetzt durfte er sich nichts merken lassen. Er sah dem Wachtmeister gerade ins Gesicht und hat in straffer Haltung, wieder zum Dienst gestellt zu werden.

Diese Ruhe brachte den Wachtmeister in Harnisch.

„So! Zum Dienst! Warum denn? Dort hast Du wohl arbeiten müssen und das hat Dir wohl nicht gepaßt — he, Du fauler Schlingel. Zum Dienst!“ äffte der Wachtmeister immer wieder nach, maßlos verärgert darüber, daß er gar nichts anderes tun konnte, als den Soldaten wieder in die Front zu stecken. „Wart nur, Du sollst Dienst machen, daß Dir der Übermut vergeht! Du sollst Dich nicht über zu wenig Dienst beklagen können!“

Der Wachtmeister ging. An der Tür sah er noch einmal nach dem Soldaten.

„Niel zu gut ist man gegen Euch!“

Dann klappete die Tür hinter ihm ins Schloß.

Schneider atmete auf. So — das war überstanden. Donnerwetter, die Sache stand schlimm! Wenn der Alte gebrüllt hätte — da wäre die Kut bald verräuchert gewesen. Aber so — jetzt konnte er sich nur zusammenehmen! Der Alte würde ihm jetzt nichts schenken. Die erste beste Gelegenheit würde der Alte benutzen, um ihn ins Loch sperren zu lassen. Das war sicher. Aber wenn auch Arrest, zählt auch Parole! Streikbrecherarbeit machte er deswegen noch lange nicht.

Schneider bekam es zu fühlen, daß er es heim Alten gründlich verdorben hatte. Zwar der Alte trat ihm nicht zu nahe — aber das würde schon noch kommen. Vorläufig ließ er ihn lässig Dienst schrauben. Bei allen Arbeiten, die die Freizeit schmälerten, war Schneider dabei. Der Wachtmeister vergaß ihn nie. Und noch nie hatte er so oft Stallwache geschoben wie jetzt. Schneider wartete nur noch auf den Tag, der dem Alten Gelegenheit geben würde, ihn einsperren zu lassen. Doch der Wachtmeister tat gar nicht als sei etwas vorgefallen. Der wollte es ihm wohl hinten herum heimzahlen! Der hatte wohl die Unteroffiziere aufgehegt!

Die nahmen jetzt den Soldaten scharf ran. Sie hatten längst herausgefunden, daß Schneider nicht mehr den alten Stand beim Wachtmeister hatte. Vor allem sein Verittsführer hatte sich immer darüber geärgert, daß Schneider fortwährend für den Wachtmeister zu tun hatte, weil ihm da oft ein Mann bei den Arbeiten in Stalle und in der Stube fehlte. Der holte jetzt das Versäumte nach. Und im Dienst bekam ers oft genug auch von den anderen Unteroffizieren zu hören: „Natürlich, wenn man immer mit dem Pinsel in der Hand in der Kaserne rumbummelt, dann verlernt man das.“ Daneben hörten sie ihn zu allen Arbeiten heran, die sie anzuordnen hatten. Eben hatte er wieder mit einigen Kameraden den Kasernenplatz kehren müssen und immer wieder hatte ihn der Unteroffizier vom Dienst hin und her geschickt: da lagen noch Strohhalme herum, dort waren die Steine nicht ordentlich aufzulesen.

Da stal sicher der Alte dahinter. Nun — wenn ihm die Pladerei zu dumm wurde, konnte er sich ja immer noch beim Wachtmeister melden! Da konnte dem Alten die Geschichte mit dem Hildebrand immer noch teuer zu stehen kommen. . . !

Schneider holte verärgert die Rehrbesen zusammen, um sie in den Keller zu räumen.

Da rief ihn die Frau des Wachtmeisters im Hausflur an. Sie zog eine kleine Photographie aus der Schürzentasche und sagte: „Sie sind doch Maler. Können Sie hier nach der Photographie ein großes Bild malen?“ Es war ein Brustbild des Wachtmeisters.

Die Frau sah ihn bittend an.

„Wissen Sie, ich meine nicht ein buntes Bild. Bloß so ein schwarzes, wie mans manchmal sieht.“ Sie meinte eine Kreidezeichnung. „Mein Mann hat in vierzehn Tagen Geburtstag und da will ich's ihm schenken. Ganz umsonst verlang' ich's natürlich nicht.“

Schneider hatte schon ein glattes Kein auf den Lippen. Aber das freundliche Lächeln der Frau machte ihn schwankend. Er starre unentschlossen auf das Bild in ihrer Hand. Die Frau konnte schließlich nichts dafür, wenn ihn der Alte schickte. Die wußte nicht mal was davon. . . und immer war sie so nett zu ihm gewesen. . . aber nein, für den Alten, dem er diese ganze Pladerei zu verdanken hatte. . .

Schneider sah die Frau an, sah ihr freundliches Gesicht, in dem er las, daß sie keine Ahnung von dem hatte, was ihn unschläffig machte. Sie stand ganz nahe bei ihm. Er spürte fast den weichen Duft ihres vollen Fleisches. Das verwirrte ihn.

Er zögerte. Wenn er's machte, tat er's nur der Frau zuliebe. Fertigbringen würde er das Bild schon. Und daneben tauchte unklar der Gedanke auf, daß dann auch der Alte. . . aber nein, das Bild machte er nicht. Er packte seine Besen auf.

„Nicht wahr, Sie tun mir den Gefallen“, sagte die Frau freudig. Sie nickte ihm zu, mit einer leisen, naiven Koletterie, von der sie selbst nichts wußte. In ihrer Stimme war etwas Mütterliches, Weibliches. . . Schneider begegnete ihrem bittenden Blick. Da

sagte er ja, nahm das Bild und nahm auch die zwei Mark, die sie ihm gab, damit er sich Papier und Kreide kaufen könne.

Schließlich tat' ich's nur der Frau zuliebe. Eine so nette Frau. . . ! Damit beschwichtigte er die letzten Hornesgedanken. Und nun sah Schneider alle Abende über der Zeichnung. Er überzog die Photographie mit einem feinen Vinienneg, zog auf das Papier ein größeres und zeichnete nun Biered für Biered die Photographie nach. Und je länger er daran arbeitete, desto mehr Vergnügen machte ihm diese Arbeit. Er dachte daran, wie sich die Frau freuen würde, wenn das Bild recht ähnlich wurde und er gab sich Mühe. Einfach war das nicht, der Radiergummi arbeitete dabei fast noch öfters als der Bleistift. Aber dann sah es auch recht sauber aus, und als er die Zeichnung nun mit schwarzer Kreide schattierte, kamen die Kameraden nicht aus dem Staunen heraus.

Freilich, das rechte Leben bekam das Bild nicht. Das Wachtmeistergesicht guckte auf dem Papier starr und reglos ins Leere. Aber gerade das gefiel den Kameraden. „Aber genau wie der Alte!“ sagten sie bewundernd. „So guckt der auch manchmal. Du, wenn das der Alte sehen wird, hast Du noch viel mehr Stand bei ihm wie früher!“

Schneider fand das Gesicht schließlich auch ganz gut. Dann zeichnete er die Attilaschnüre, die Tressen am Kragen und die Dienstauszeichnung auf der Brust besonders naturgetreu.

Endlich war das Bild fertig. Schneider trug's zur Frau Wachtmeisterin, die ihm ganz beglückt noch drei Mark gab. Sie besah das Bild immer wieder, ehe sie es zum Rahmenmacher trug.

Schneider wartete nun doch gespannt auf den Geburtstag des Wachtmeisters. Er hatte sich ausgerechnet, daß er gerade auf einen Sonntag fiel.

Und als der Tag kam, stand der Wachtmeister verblüfft vor dem Sofa in der guten Stube, von dem ihm in schwarzgoldenem Rahmen sein Bild entgegenlag, flankiert von einer Flasche Johannisbeerwein und einer Kiste Zigarren. Die Strümpfe, die ihm seine Frau gestrickt und mit roten Bändern zierlich umwunden hatte, überfah er in seinem sprachlosen Erlaunen. Seine Frau lachte ihn überglücklich an.

Der Wachtmeister nahm das Bild vorsichtig von dem großen Topf fort, an den es angelehnt stand, und betrachtete es noch immer sprachlos, während ein unbezwingliches Lächeln seinen straffgewicksten Schnurrbart hochzog.

Das war ja erstaunlich gut gelungen! Diese Ähnlichkeit — wie aus den Augen geschnitten! Und wie forsch er aussah, wie schneidig. Auf dem Bilde war er ja noch besser getroffen als auf der Photographie.

Und er lächelte noch mehr und sah seine Frau an.

„Aber, Franziska, wo hast Du denn das machen lassen? Das kostet doch ein Heidegeld!“

„Nun rate mal, wer das gemalt hat!“ rief die Frau, die in ihrer Freude viel jünger als sonst aussah.

„Ja raten, raten! Wer hat's denn gemacht?“

„Der Schneider.“

„Schneider? Welcher Schneider?“

„Nun, der Schneider, der Paul, oben. . .“

Der Wachtmeister stellte verduht das Bild hin.

„Der Schneider! Unser Schneider, hier in der Kaserne?“

Die Frau nickte. Sie hatte ja seine Ahnung, wie schlecht ihr Mann jetzt auf den zu sprechen war.

„Der hat das gemacht! Ganz allein?“

Der Wachtmeister nahm das Bild und betrachtete es wieder.

Ja — das hatte er gar nicht gewußt, daß der so was konnte!

Der Kerl war ja beinahe ein Kunstmalter!

Donnerwetter — und dem hatte er wegen dieser albernen Geschichte das Leben so schwer gemacht.

Ja, jetzt begriff er natürlich, warum der Schneider nicht beim Hildebrand arbeiten mochte. Der malte wohl draußen viel feinere Sachen. Und beim Hildebrand hatte er wahrscheinlich anstreichen und ganz gewöhnliche Arbeiten machen müssen. Das hatte dem natürlich nicht gefallen. Das konnte er sich jetzt ganz gut denken.

Und dem armen Kerl hatte er so rangenommen. So eine dumme Geschichte.

Als jetzt der Wachtmeister die Sache seiner Frau erzählte, tat ihr der Schneider aufrichtig leid. Wie schön er ihr die Rückenmöbel vorgerichtet hatte. Und nun hatte er auch noch das Bild gemalt. Trotz alledem.

„Das hättest Du ihm nicht so nachtragen brauchen!“ meinte sie mit leisem Vorwurf.

Gott ja — der Wachtmeister ärgerte sich jetzt auch darüber.

Aber warum hatte ihm denn der Schneider nichts davon gesagt — der dumme Kerl!

Er setzte das Bild hin, ging, sah auf den Flur hinaus und rief den ersten Soldaten an, der die Treppe herabkam.

„Schneider soll mal herkommen!“

Schneider kam und sah den Wachtmeister vor dem Bilde stehen. Hier in der guten Stube, neben dem gedeckten Kaffeetisch, sah der Alte in der bequemen Sitewelt, mit dem gestickten Pantoffeln an den Füßen ganz anders aus. Viel gemüthlicher als auf der Reithahn. Schneider vergaß fast, daß ihn der Alte so geschickt hatte.

Und das Bild machte sich wirklich fein in dem Rahmen.

„Kommen Sie nur her, Schneider,“ sagte der Wachtmeister. Er suchte nach einem Ton, der nichts vom Vorgelegten an sich hatte.

Das war nicht leicht nach dem, was geschehen war. Der Wachtmeister war geradezu verlegen. Man sah's an seinem Lächeln.
 Die Frau nickte dem Soldaten mit einem warmen Blick zu.
 „Das haben Sie ja fein gemacht, Schneider... das hab ich ja gar nicht gewußt, daß Sie so was können.“
 Er wußte nicht, wie er es dem Soldaten begreiflich machen sollte, daß die Geschichte mit dem Hildebrand von ihm aus vergessen sein sollte. Sagen konnte er das doch nicht gut.
 „Da, langen Sie mal richtig rein!“ Er hielt ihm die Kiste mit den Zigarren hin. „Zimmer nehmen Sie noch ein paar,“ sagte er gönnerhaft, „aber mit Verstand rauchen! Franziska, bring mal ein Glas her.“
 Und nun schenkte er dem Soldaten von dem Wein ein. Schneider trank das Glas auf einen Zug leer. Am liebsten wäre er wieder draußen gewesen. Das war ja zum Losplagen!
 „Geben Sie denn für heute Nachtzeichen eingegeben? Nicht? Ach so...!“ Er lächelte und nahm sich eine Zigarre. Schneider erkannte den Alten kaum wieder.
 „Na — ein Nachtzeichen können Sie schon kriegen. Lange genug haben Sie ja keins gehabt. Na und...“ Er zog das Portemonnaie und gab dem Soldaten ein Geldstück.
 „Da — trinken Sie ein paar Glas Bier.“
 „Dank schön, Herr Wachtmeister!“ sagte Schneider laut und forsch, dann machte er stramm fecht und ging rasch.
 Auf dem Flur sah er sich das Geldstück an. Zwei Mark!
 Er umschloß das Geld fest in der Faust und schlug sich auf den Schenkel. Er mußte sich höllisch zusammennehmen, um nicht schon hier vor der Tür geradehinaus zu lachen.
 Wenn der Alte wußte, warum er damals von Hildebrand weggelaufen war!
 Wenn der das wußte...!

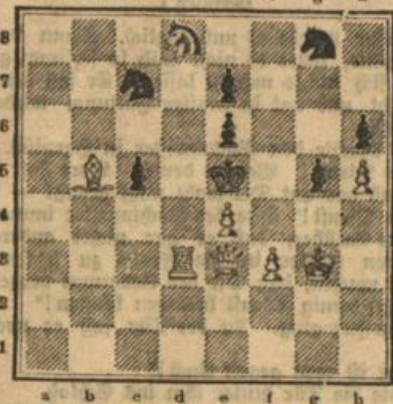
Kleines feuilleton

Technisches.

Schiffbautechnisches. In der Technischen Hochschule zu Charlottenburg trat am Donnerstag unter dem Vorsitz von Geheimrat Prof. Busley die Schiffbautechnische Gesellschaft zusammen. Dr. Bauer vom „Gulfan“ schilderte die rasche und große Entwicklung des deutschen Schiffsturbinenbaus in den letzten Jahren und kam nach eingehender Untersuchung der Vor- und Nachteile und der Gefahrenmomente der verschiedenen Systeme zu dem Schluß, daß die indirekt wirkenden Turbinen den direkt wirkenden sowohl wegen ihrer größeren Wirtschaftlichkeit als auch wegen ihrer größeren Widerstandsfähigkeit gegen Betriebsstörungen vorzuziehen seien. Der neue Föttingersche Transformator in Verbindung mit der Verwendung hochüberhitzten Dampfes zeigt den Weg zu ganz neuen, höchst günstigen Turbinenanlagen. In der Diskussion wurde die Wirtschaftlichkeit des Föttingerschen Transformators bezweifelt und auf die große Raumbeanspruchung solcher Anlagen hingewiesen, während Fregattenkapitän Fromman-Schöneberg die hervorragende Manövrierfähigkeit von mit dem Föttingerschen Transformator arbeitenden Kriegsschiffen über alle anderen Mächtigkeiten stellte. Direktor Dr. Weidert-Berlin sprach über Entwicklung und Konstruktion der Unterseebootsehrohre, die erst das Unterseeboot von der Blindheit erlöst und zur wirksamen Waffe gemacht haben. Er schilderte die Erfindungen der Firma Goerz auf diesem Gebiete. Hierauf sollte Marinebaumeister Piehler-Berlin über die Beziehungen zwischen Luftschiffbau und Schiffbau sprechen. Piehler ist aber bekanntlich bei der schrecklichen Katastrophe des Reichsmarineluftschiffs „L. 2“ miterunglückt, nachdem er noch kurz vorher mit seinem Freund und Kollegen Schlichting-Berlin über Einzelheiten des Vortrags gesprochen hatte. Sein Vortrag wurde von Schlichting verlesen. Er ist eine bis ins Detail gehende wissenschaftlich-technische Untersuchung der Bedingungen für den Aufstieg, das Gleichgewicht und die Steuerung der modernen lenkbaren Luftschiffe. Zivilingenieur Bauer-Berlin sprach in einem Vortrage, der stark mathematischer Natur war, über die Harmonie der Schiffsrumpfformen und erklärte auf Grund seiner Untersuchungen, daß gewisse natürliche Formen, die auf die Sinuslinie zurückgehen, und die sich u. a. bei Fischen und auch sonst in der Natur häufiger finden, geeignet seien, im Schiffbau an die Stelle der Parabel zu treten. W. Thele-Hamburg gab in einem Vortrage über das hamburgische Vaggerwesen, das hinsichtlich seines Umfangs zu den größten Unternehmungen dieser Art gehört, einen Ausblick auf die zukünftigen Aufgaben des Vaggerweizens, als deren wichtigste er die Schaffung zweckmäßigerer und billigerer Hilfsmittel zum Transport des Vaggergutes von der Vaggerstelle zum Fischplatz bezeichnete. Hier dürften sich dem Dieselmotor zahlreiche Verwendungsmöglichkeiten bieten, denn seine bekannten Vorzüge machen ihn besonders geeignet zum Einbau in Vaggersehuten.

Schach.

Unter Leitung von S. Alabin.
 Unser Turnier: Motto „Luzifer“.



Gelegentlich des Berliner Aufenthalts von J. Capablanca wurden diese Woche zwischen ihm und R. Teichmann sowie auch gegen J. Riefes je zwei Partien gespielt. Nachstehend die ersten zwei hiervon.

Spanisch.
 Am 15. und 17. November.
 R. Teichmann. J. Capablanca.

1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Lf1-b5, a7-a6; 4. Lb5-a4, Sg8-f6.
 5. 0-0
 Stärker De2! zur Berghinderung von d7-d5.
 6. La4-b3 Lf8-e7
 7. Tt1-e1! d7-d6
 8. c2-c3 0-0
 9. d2-d3
 Unnütze Vorst. Stärker 9. d4!
 10. Sg3-g4; 10. Le3, ed4;
 11. ed4, Sxex4!; 12. Ld5 re.
 9. ... Se6-a5!
 10. Lb8-c2 e7-e5!
 11. Sb1-d2 Sa5-c6
 Wohl am liebsten. Jedoch scheint uns 11. ... S08 stärker zu sein.
 3. B. 12. Sfl, f6 nebst Anstrengung von d6-d5.
 12. a2-a4
 Ein wertvoller Angriff, der nur das Feld b3 schwächt. Besser war es, mit 12. Sfl sofort den soviel unerschütterlichen Vorstoß d3-d4 vorzubereiten.
 12. ... Le8-e6
 13. Sd2-f1 b5-b4!
 14. Lc1-g5
 Warum nicht 14. d3-d4! endlich einmal?
 14. ... Ta8-b8
 15. d3-d4 c5xd4
 16. e8xd4 Le6-g4
 17. Lg5-e3?
 Die Ursache aller späteren Schwierigkeiten, die mit 17. dxe3! vermieden werden konnten.
 17. ... e5xd4

Unregelmäßige Eröffnung. (Am 17. November gespielt. Weiß — Capablanca, Schwarz — Riefes.)
 1. d2-d4, Sg8-f6 (d5!) 2. Sg1-f3, e7-e5 (d5!) 3. d4-d5, d7-d6; 4. c2-e4, g7-g6 (besser e7-e5!) 5. Sb1-c3, Lf8-g7; 6. e2-e4, 0-0; 7. Lf1-e2, e7-e6 (Auch hier war e7-e5! nebst event. später f7-f5 vorzuziehen) 8. 0-0, e6xd5 (Noch immer war e6-e5 etwas besser) 9. e4xd5, Sf6-e8 (Nach dem gewöhnlichen Bauerntausch war es konsequenter mit Te8 nebst Sb8-d7-e6 die geöffnete e-Reihe auszunutzen) 10. Tt1-e1, Le8-g4 (Führt nur zu tempoermindernden Abtauschereien. Besser Sb8-d7-e6) 11. Sf3-g5, Lg7xc3? (Ein Urteilsfehler. Der Lg7 schützte den Königsflügel) 12. b2xc3, Lg4xc2; 13. Dd1xe2 (Nun ist Weiß Herr der e-Reihe) 13. ... Se8-g7? (verhältnismäßig besser Sa6) 14. Sg5-e4, f7-f6; 15. Lc1-f4!, Sg7-e8; 16. Lf4-h6, Sc8-g7 (Tf7?; Sg5!) 17. Ta1-d1, Sb8-a6; 18. Td1-d3, f6-f5? (So7!) 19. Sc4-g5, Sa6-c7; 20. De2-o7, Dd8xe7 (Soe8?; DXT!) 21. Te1xe7, Se7-e8; 22. Td3-h3, f5-f4; 23. Lh6xg7, Se8xg7; 24. Th3xh7, Sg7-f5; 25. Te7-e6!, Tf8-e8; 26. 3f. (Txg6!)

18. Le3xd4 Sf6-d7
 Auch sofort b4-b3! kam in Betracht.
 19. Sfl-e3
 Vorsichtiger war es, mit Le2-b3 die Emperrung des Ta1 zu vermeiden.
 19. ... Lg4xf3
 20. g3xf3 b4-b3!
 21. Lc2-b1 Sc6xd4
 22. Dd1xd4 Le7-f6
 23. Dd4-d2 Sd7-e5
 24. Dd2-e2 Se5-g6
 25. Sc3-d5 Lf6-e5
 26. f3-f4
 Wegen die Drohung Dh4 gab es keine andere Parade.
 26. ... Sg6xf4
 27. Sd5xf4 Le5xf4
 28. Lf1-d3
 Auf De2-g4 folgt Dd8-f6
 28. ... a6-a5
 Zwingender war sofort 28. ... Dh4!
 29. f3, Tf6 nebst eventuell Te5 re.
 29. Ld3-c4?
 Beschleunigt das Verderben, das mit 29. Dg4! noch hinaus gehalten werden konnte. (Nun stürzt die Partie rasch zusammen.)
 29. ... Dd8-h4
 30. f2-f3
 Etwas längeren Widerstand leistete vielleicht noch Dd3 nebst event. Kg1-f2-e2 re.
 30. ... Tf8-c8!
 Droht TXL
 31. Lc4-d4 Te8-c5
 32. Te1-f1 Tb8-c8
 33. De2-f2 Dh4-h6
 34. Tf1-e1
 Um Te5-c2 zu parieren.
 34. ... Te5-g5!
 35. Kg1-h1 Tg5-h5
 Aufgeben.